

Christian Jungersen · Du verschwindest

Christian Jungersen

Du verschwindest

Roman

*Aus dem Dänischen
von Ulrich Sonnenberg*

btb

1

Es geht rasend schnell bergab, um Haarnadelkurven, an dunklen Felswänden entlang, vorbei an trockenem Gestrüpp und silbrig blassen Bäumen, wieder bergauf und über einen Kamm. Der Wagen hebt beinahe ab. Niklas und ich schreien auf, unsere Eingeweide fühlen sich einen Moment lang an, als wären sie schwerelos.

Alle vier Fenster des Autos stehen offen, die heiße Mittelmeerluft versetzt uns eine Ohrfeige nach der anderen. Frederik fährt so schnell um eine Kurve, dass ich meine Nackenstütze umklammere. Und die ganze Zeit über ist das Meer unter uns – mal auf der rechten, mal auf der linken Seite.

Normalerweise ist Frederik ein besonnener Fahrer, daher versuche ich, nicht allzu ängstlich zu sein. In der Hitze erscheinen die Felsen noch steiler und dunkler, der Duft der Zitronenhaine sticht noch säuerlicher in die Nase, und das Meer leuchtet so blau, wie ich es noch nie zuvor gesehen habe.

Hinter einem weiteren Felsvorsprung sind wir plötzlich umringt von Fahrradfahrern. Ich schreie wieder. Überall neonpinkfarbene Radtrikots. Ich sehe aus dem Rückfenster.

Niemand ist gestürzt, allerdings sind sie abgestiegen: geballte Fäuste, offene Münder. Wir fahren um die nächste Kurve.

»Frederik, das ist nicht mehr lustig!«

Er antwortet nicht.

»Frederik!«

Er seufzt leise, behält die Geschwindigkeit aber bei.

Ich mustere seine langen, schlanken Finger am Lenkrad. Sie passen nicht zu seiner Art zu fahren. Es gab eine Zeit, da fand ich seine Finger erotisch, sie sind Miniaturausgaben seines Körpers: lang und dünn; ein lässiger, entspannter Körper, nicht der eines rasenden Idioten.

Sehen seine Augen durch das Tempo aus, als lägen sie tiefer? Diese schwarzvioletten Bergmassive. Er wirkt fremd, ohne dass ich sagen könnte, was anders wäre.

Wieder werden wir drei von einer Bodenwelle aus den Sitzen gehoben.

»Halt an, Frederik, stopp!«

Niklas hält den Kopf aus dem Fenster. Jetzt dreht er sich zu mir um: »Mutter, jetzt hör schon auf.«

»*Ich* soll aufhören? *Ich* soll aufhören? Dein Vater fährt wie ein Wahnsinniger! Er bringt uns noch alle um! Willst du das?«

Es ist die Geschwindigkeit, es sind die Farben, die Hitze und die aufregende Schönheit Mallorcas. Niklas seufzt, es ist das gleiche Zischen wie bei seinem Vater. Wieder steckt er den Kopf aus dem Fenster.

»Niklas, zieh den Kopf ein! Das ist gefährlich!«

Er tut so, als würde er mich nicht hören.

»Nimm den Kopf rein, habe ich gesagt! Es ist gefährlich!«

Noch immer reagiert er nicht. Und dann ist es mir egal, dass er bereits sechzehn ist, ich drehe mich um und zerre ihn zurück. Es kostet mich Kraft, aber er fügt sich.

Das Mittelmeer ist so gleißend hell, dass es unmöglich ist, direkt daraufzuschauen. Es steigt aus der Landschaft auf und ruft uns. Wie dieser Tunnel aus Licht, den Sterbende sehen: »Komm zu mir, und du wirst eins mit meiner Schönheit und Ewigkeit.« Nur ein leichter Ruck an Frederiks Hand, und wir flögen über den Seitenstreifen und wären schwerelos; dann erheben auch wir uns über die Landschaft.

Erneut will ich rufen: »Halt an!« Stattdessen sehe ich unseren Sohn an. Er amüsiert sich. Liegt es an mir, bin ich eine Spielverderberin?

Ein Auto kommt uns entgegen und hupt durchdringend. Frederik hält die Augen starr auf die Fahrbahn gerichtet.

»Die fahren hier wie die Verrückten«, sagt er.

»Würdest du bitte langsamer fahren?«, sage ich noch einmal.

Niklas und Frederik lachen.

Die Straße beschreibt eine Kurve. So nah an der Felswand fahren wir im Schatten. Plötzlich füllt ein entgegenkommender Lastwagen die gesamte Straße vor uns aus. Frederik lenkt den Wagen dicht an die Wand. Granit raspelt über die Autoseite, ein Geräusch, als wären wir in eine Metallmühle geraten. Dann sind wir an dem Lastwagen vorbei.

»Wir sind vollkaskoversichert«, sagt Frederik. »Der Autovermieter übernimmt das.« Die Geschwindigkeit drosselt er nicht.

Jetzt zerrt Niklas an der Rückenlehne seines Vaters.

»Vater! Stopp! Halt an!«

Und ich stimme mit ein: »Halt den Wagen an! Sofort!«

Frederik wendet den Blick nicht von der Straße. Erneut seufzt er. Ich ziehe die Handbremse – während der Fahrt. Er lacht und löst sie wieder.

»Frederik, sieh mich an! Sieh mich an! Bitte!«

Er schaut weiter stur geradeaus, als er antwortet, und seine Stimme klingt so vernünftig und ruhig wie immer: »Ich muss auf die Straße achten.«

* * *

Vor fünf Tagen, am selben Tag, als wir nach Mallorca flogen, blieb ich beim Joggen am Farumer See auf dem Waldweg stehen und dachte darüber nach, wie gut es mir eigentlich geht. Ich ging auf den kurzen Badesteg hinaus, der leichte Wind vom See kühlte den Schweiß auf meinem Laufshirt. Ich dachte darüber nach, warum ich mein Leben in den letzten Jahren so ganz anders erlebt habe als in den Jahren zuvor.

Auf dem See kräuselte sich das Wasser in kleinen Kämmen, die noch keine richtigen Wellen bildeten, und der Herbst schien in den Wald am gegenüberliegenden Ufer bereits tiefer vorgedrungen zu sein als in den Bäumen über und hinter mir. Ich habe einen wunderbaren Sohn, gute Freunde, eine sinnvolle Arbeit und ein Haus, in dem wir uns wohlfühlen. All das hatte ich allerdings vor drei Jahren auch schon. Der Unterschied, der alles entscheidende, große Unterschied ist, dass ich heute das Gefühl habe, geliebt zu werden.

Wie viele Menschen können das von sich behaupten? Dass sie sich wirklich geliebt fühlen? Ich sollte es genießen. Endlich ist alles so, wie es sein sollte, dachte ich. Dann joggte ich weiter durch den Wald.

Farum ist ein ruhiger Ort, ein Vorort, in den man nur zieht, wenn man zwei Kinder hat oder zumindest ein zweites plant. Zwischen dem charmanten alten Ortskern und dem See liegt eine Reihenhaussiedlung, und wir haben das Glück, dort zu wohnen. In den Sechziger- und Siebzigerjahren ist Farum über den alten Kern hinaus mehr als vier Mal so groß

geworden: Auf den Feldern östlich des Dorfes wurden kilometerlange neue Straßen mit gelben Reihenhäusern, Schulen und Kindergärten angelegt – und dann kamen weitere Reihenhäuser, noch eine Schule und zusätzliche Kindergärten hinzu. All das ist durch ein gigantisches autofreies Netz grasgesäumter Radwege miteinander verbunden, damit die Kinder von der Schule zum Jugendzentrum, zum Fußball und zu ihren Freunden fahren können, ohne eine einzige Straße überqueren zu müssen, während die Eltern mit der S-Bahn oder über die Autobahn zur Arbeit nach Kopenhagen und zurück fahren.

Als wir nach Farum zogen, versuchten wir, ein zweites Kind zu bekommen, damals wussten wir noch nicht, dass es nicht mehr klappen würde. Und wir ahnten noch nichts von Frederiks unglaublicher Karriere – und unterlagen einem weiteren Irrtum: Wir dachten, er müsse lediglich ein paar Jahre lang jeden Abend und an den Wochenenden arbeiten; ein paar Jahre, in denen er von Erfolg zu Erfolg eilte.

In einer der zahlreichen Ansprachen, die Frederik vor Kindern, Eltern und den Mitarbeitern seiner Schule gehalten hat, sagte er einmal, er sei Lehrer und später Schulleiter geworden, weil »man sein Leben nicht sinnvoller verbringen kann, als für ein Kind in Schwierigkeiten eine Stütze zu sein«.

Große Worte, und ich habe oft darüber nachgedacht, ob sie vielleicht zu groß waren. Allerdings steht außer Frage, dass Frederik sehr viel mehr hätte verdienen können, wenn er nicht Leiter einer Schule, sondern irgendeines anderen Unternehmens geworden wäre. Ich selbst hatte ein Jahr lang Architektur studiert, bevor ich mit der Lehrerausbildung begann. Während meines Architekturstudiums verdiente ich nebenbei ein bisschen Geld als Tennislehrerin, und das, was ich bei meinen jungen Tennisschülern auslöste – vor allem,

wenn wir über etwas anderes als Tennis sprachen –, bedeutete mir schon bald weit mehr als mein Architekturstudium. Der Wechsel des Studienfachs war eine zwangsläufige Konsequenz meiner Überlegungen über die wirklich wichtigen Dinge im Leben.

Vom See aus lief ich die wenigen hundert Meter auf dem Waldweg an der Bahn entlang und war kurz darauf zu Hause. Auf dem Weg ins Bad klopfte ich an die Tür von Niklas' Zimmer. Er saß vor seinem Computer.

»Hast du schon gepackt?«

Er antwortete nicht.

»Ob du schon angefangen hast zu packen?«

»Ja, ja, ich hab dich gehört.«

Mathias, sein bester Freund aus dem Gymnasium, sollte die Herbstferien allein im Haus seiner Eltern verbringen, und es ist Niklas wirklich schwergefallen, den zu erwartenden Feierwahnsinn sausen zu lassen, um mit uns zu verreisen. Mathias komponiert elektronische Musik, und Niklas produziert mit viel Energie die Musikvideos für ihn. Eigentlich hatte er die ganze Woche bei Mathias bleiben wollen.

»Es wird dir bestimmt gefallen, wenn du erst einmal da bist«, sagte ich zu ihm.

In unserem Schlafzimmer klingelte mein Handy. Frederik gab Bescheid, dass er später als geplant nach Hause kommen würde. Er entschuldigte sich wortreich, aber er müsse unbedingt noch eine Sache mit der Hausbank der Schule klären.

»Ist okay, Frederik. Ist schon okay.«

»Möglicherweise habe ich dann aber keine Zeit mehr zu packen.«

»Ich packe für dich mit. Bis dann, ich freue mich!«

Früher hätte mich so etwas traurig und wütend gemacht. (»Nicht einmal an dem Tag, an dem wir in den Urlaub fahren

wollen, kannst du ...«) Mittlerweile ist es in Ordnung, weil es in unserer Beziehung grundsätzlich stimmt und so etwas nur noch selten vorkommt.

Manchmal ist es nicht leicht, mit einem Idealisten verheiratet zu sein. Einerseits fühlt man sich vernachlässigt, andererseits hat man aber das Gefühl, ein Riesenegoist zu sein, nur weil man der Ansicht ist, dass das eigene Familienleben nicht hinter den Schulkindern zurückstehen darf.

Glücklicherweise ist all dies inzwischen überstanden. Frederik hat sich für uns entschieden, es ging uns nie besser.

* * *

Frederik biegt auf eine schmale Straße, ein Schotterweg mit niedrigen Mäuerchen zu beiden Seiten. Der Wagen schlingert über die Steine, rammt die Mauer, wird auf die andere Straßenseite geschleudert und prallt auch dort dagegen. Bleibt stehen.

Ich drehe mich zu Niklas um. Am liebsten wäre ich bei ihm auf der Rückbank und hielte seinen Kopf an meine Brust gedrückt, um ihn zu beschützen. Aber der Wagen steht inzwischen still. Dafür ist es zu spät.

»Bist du okay?«

Ich weiß doch, dass ihm nichts zugestoßen ist. Es waren nur ein paar kleine Stöße. Wir hatten unglaubliches Glück. Ich schließe für einen Moment die Augen und atme aus. Mein Puls hämmert in den Schläfen.

»Bist du okay?«, wiederhole ich.

»Ja, und du?«

»Ich glaube schon.«

Ich sehe durch die Windschutzscheibe, Frederik ist bereits ausgestiegen. Mit einem wütenden Gesichtsausdruck tritt er

gegen den Wagen und geht in die Hocke, um die Stoßstange in Augenschein zu nehmen.

»Interessiert es dich überhaupt nicht, wie es uns geht?«, schreie ich.

Er antwortet nicht.

»Ist dir das vollkommen egal?«

»Ich sehe doch, dass es euch gut geht.«

Ich steige aus. Und zum ersten Mal in unseren gemeinsamen zwanzig Jahren schlage ich ihn so hart, dass es kein Spaß mehr ist. Er fällt um, und ich brülle ihn an: »Verdammt! Teufel noch mal! Bist du denn völlig von Sinnen?«

Schweiß läuft über mein Gesicht, meine Fäuste sind geballt, noch immer dieser Puls in den Schläfen. Als hätte er meinen Schlag nicht bemerkt, steht er unsicher, aber unbeeindruckt auf und macht ein paar Schritte zur Seite.

»Ich glaube, der fährt nicht mehr.«

»Das ist auch gut so, du Riesenidiot! Dann sterben wir wenigstens nicht heute!«

»Mutter!«, ruft Niklas aus dem Wagen.

Ich atme ein paarmal tief durch. Allein wegen Niklas muss ich vernünftig bleiben. Es gelingt mir, mich zusammenzureißen.

»Und was machen wir jetzt?«, will ich mit einigermaßen ruhiger Stimme wissen.

Frederik antwortet nicht. Er stellt sich auf das Mäuerchen und blickt über die Landschaft.

Auch Niklas steigt aus. Seine Haare leuchten in der Sonne, sie sind heller als meine, beinahe weiß. Seit er die Sommerferien dazu genutzt hat, seinen neuen Grunge-Look zu pflegen, sieht er aus wie ein sechzehnjähriger Kurt Cobain.

»Im Reiseführer steht, in so einem Fall soll man die 112 anrufen«, sagt er.

Ich schaue Frederik auf der Mauer an.

»Was ist denn los mit dir?«, frage ich ihn. »Wieso machst du so etwas?«

»Was mit *mir* los ist?« Endlich sieht er mich direkt ins Gesicht. »Du bist doch in diesem Urlaub ständig hinter mir her! Ich fahre zu schnell, im Restaurant rede ich zu laut, ich esse zu viel. Deiner Meinung nach mache ich alles falsch.«

Ich sehe ihn an und finde, dass er übertrieben mit den Armen rudert. Es sieht unnatürlich aus, wenn er so heftig gestikuliert.

»Ich habe das nur gesagt, weil du dich so eigenartig benommen hast.«

»Nein, hab ich nicht! Und trotzdem hast du ständig etwas an mir auszusetzen. Mal bin ich deiner Ansicht nach zur falschen Zeit zu fröhlich, dann wirfst du mir vor, dass ich zu lange schlafe.«

Ich weiß, was er meint. Es ist bislang ein schöner Urlaub gewesen, aber ich war auch seltsam gereizt, wir haben uns ziemlich viel gestritten.

»Gut, ich höre auf, dich zu kritisieren«, sage ich. »Kommst du jetzt runter?«

»Zu Hause ist es genauso! Und wieso darf ich nicht hier stehen, wenn ich es doch gerade will?«

»Du hast soeben unser Auto gegen eine Mauer gefahren, da werde ich doch wohl ...«

»Jetzt fängst du schon wieder an! Ich halte das nicht mehr aus! Sieh dir Niklas an! Er meckert doch auch nicht ständig an mich herum. So geht's nämlich auch.«

»Müssen wir das wirklich jetzt diskutieren, Frederik?«

»Ich liebe Niklas auch. Er und ich ... Wir sind ... Er kann gut ...« Frederik kommen die Tränen.

Ich schaue Niklas an, der ganz gerührt zu sein scheint. Und

bemerke, dass er mir keinen sonderlich freundlichen Blick zuwirft.

Ich gehe auf meinen Mann zu.

»Heulst du jetzt etwa darüber, wie gern du Niklas hast und wie gern er dich hat? Hast du einen Hitzschlag bekommen, oder was ist los?«

»Jetzt darf ich nicht mal mehr unseren Sohn lieb haben ...«

»Aber natürlich. Es ist nur ...«

Frederik rudert immer hemmungsloser mit den Armen.
»Du bist ein Stück Scheiße, Mia! Du bist ein großes, feistes Stück Scheiße!«

Und dann fällt er.

Wir rennen zu der Mauer hinüber. Sehen, wie er den Abhang hinunterstürzt, sich den Kopf an einem Baum stößt und reglos liegen bleibt, fünf Meter unter uns.

»Frederik! Frederik!«

»Vater!«

Aber er bewegt sich nicht.

Unterhalb des Baums fällt der Abhang steil ab. Wir wählen die 112, halten Wache, warten. Und fürchten, dass er das Bewusstsein wiedererlangen und von dem Baum wegrollen könnte.

2

In der Notaufnahme der Uniklinik von Palma klopfte ich mit meinem Tennisschläger an das schwarze Stuhlbein vor mir. Nach acht Stunden hat Frederik noch immer nicht das Bewusstsein wiedererlangt. Ich klopfte gegen das andere Stuhlbein. Vielleicht wird er im Rollstuhl enden. Wird er dann noch als Schulleiter arbeiten können?

Ich sehe den letzten Schultag an der Saxtorph-Privatschule vor mir. Der Schulleiter fährt im Rollstuhl eine Rampe zum Rednerpult hoch. Er trägt einen eleganten Anzug, und sämtliche Lehrer und Schüler sind noch stolzer auf ihn. Sein Gesichtsausdruck ist siegessicher. Auch ich bin stolz, er ist ein Held. Dann andere Bilder. Zu Hause: Muss ich ihm die Windeln wechseln? Muss ich ihn ins Bett heben? Muss ich ... Sex?

Vielleicht auch nicht. Frührente. Was ist, wenn es ihm zu schlecht geht, um als Schulleiter weiterzuarbeiten? Er sitzt im Rollstuhl, und ich füttere ihn mit Suppe. Ich bin seine Krankenschwester und Frau, drei Jahre lang, zehn Jahre, zwanzig, dreißig Jahre lang. Ich bin eine alte Frau, die einen gelähmten Mann durch die Reihenhaussiedlung von Farum schiebt.

So wird unsere Ehe, so wird unser Leben. Ich drücke mein Gesicht gegen seine schlaff herabhängende Wange, wir weinen und reiben unsere Nasen, die Stirn und die Wangen aneinander. Und das machen wir drei Jahre, zehn Jahre, zwanzig, dreißig Jahre lang.

In den Bergen von Mallorca gibt es Tennisplätze. Merkwürdige Idee, meinen Schläger im Auto mitzunehmen. Natürlich hätte ich ihn nie benutzt. Was habe ich mir dabei nur gedacht? Ich klopfe noch einmal gegen das erste Stuhlbein. Schau auf die Uhr. Es ist jetzt elf.

Die Notaufnahme sieht nicht so aus wie Notaufnahmen in Dänemark. Lange Reihen billiger Metallstühle mit PVC-Sitzen. Platz für mindestens siebzig Menschen, die auf ihre Nummer warten, die mit großen roten Leuchtziffern über dem Glaskasten der Helferin angezeigt wird. Wie der Wartesaal eines heruntergekommenen ausländischen Busbahnhofs.

Übermorgen hätten wir nach Hause fliegen sollen. Jetzt sehe ich Frederiks Begräbnis vor mir. Seine Eltern, seine Freunde, wir tragen Schwarz. Hunderte von Blumensträußen und Kränzen von den Eltern und Lehrern der Schule. Ich sehe, wie erschüttert ich bin. Mein Held, mein Geliebter, mein Mann. Der Sarg wird in den Wagen gehoben. Niklas ist einer der Träger, würdig und bleich.

Es müsste Niklas eigentlich auf die Nerven gehen, dass ich unablässig mit dem Schläger an den Stuhl klopfe. Tock, tock, tock. Gleich wird er sagen: »Hör auf damit. Ich werde noch wahnsinnig.« Ich kann ihn verstehen. Ich schlage noch einmal gegen das Stuhlbein, fester, immer fester.

Ich hebe den Kopf und sehe ihn an. Tock, tock, tock. Will er mir nicht sagen, dass ich aufhören soll? Nein, er spielt ein Spiel auf seinem Handy. Er hat die Kopfhörer eingesteckt, hört nichts.

Ich stupse ihn am Oberschenkel an.

»Was ist?« Er unterbricht sein Spiel.

»Findest du nicht, dass es kalt wird?«

Draußen ist es dunkel. Er trägt Shorts und ein T-Shirt, ich ein Spitzentop von Rosemunde und Army-Shorts. Wir hatten im Auto nichts für den Abend dabei.

»Schon«, sagt er.

»Soll ich mal fragen, ob wir ein paar Decken bekommen können?«

Er murmelt vor sich hin, es ist ihm offensichtlich egal, und er spielt weiter.

»Ich glaube, ich bitte sie um ein paar Decken – oder vielleicht um Pullover, die jemand liegen gelassen hat«, sage ich. Er kann mich nicht hören. »Oder ein paar Hosen ... wenn sie uns denn passen.«

Tock, tock, tock. Ich werde selbst noch verrückt von dem Geräusch. Ich lege den Schläger beiseite. »Hosen oder Pullover«, sage ich. »Vielleicht beides.«

Leichenschmaus, weinende Freunde, Nachbarn, die zur Trauerfeier kommen – wie bei unserer Nachbarin, die Brustkrebs hatte. Ob ihr Mann eine neue Frau finden und darüber hinwegkommen wird? Uns allen ging damals dieser Gedanke durch den Kopf.

Aber er ist sonderbar geworden. Ein Eigenbrötler, aggressiv. Es ist eine Tragödie. Er hat es nicht überwunden.

Ich. Niklas. Ich sehe es vor mir, wie ich in einem halben Jahr warmen Holundersaft und selbst gebackene Milchbrötchen für ihn zubereite. Es ist Abend, wir wohnen noch immer in Farum. »Wir müssen versuchen, unser Leben weiterzuleben«, sage ich. »Du sollst wissen, dass ich für dich da bin und dich unterstützen werde, so gut ich kann.« Wir sitzen auf dem Sofa, reden, weinen, nippen an dem warmen Saft.

Aber so wird es nicht kommen. Niklas sitzt nicht gern mit mir auf dem Sofa. Andere Bilder: Ich kaufe allein ein, schließe ein kaltes, dunkles Haus auf, gehe die Treppe hinauf und weiß, dass Frederik diese Treppe nie wieder mit mir hinaufgehen wird; ich liege auf der Bettdecke unseres Ehebetts und lenke mich mit der verzweifelten Hoffnung ab, seinen Geist zu spüren.

Eine Glocke schrillt. Ich sehe auf die roten Zahlen: unsere Nummer. Meine Kehle ist trocken.

Ich will Niklas anstoßen, aber er wickelt bereits seine Kopfhörer zusammen – ganz abwesend war er also doch nicht.

Als wir aufstehen, sind meine Beine eingeschlafen. Am Empfang führt uns eine Krankenschwester in einen kleinen Raum mit nackten pastellgrünen Wänden. Ein dunkelhäutiger junger Mann im Kittel erwartet uns. Er hat beinahe schwarze Augenringe. Ich friere, ich hätte doch um einen Pullover bitten sollen. Irgendetwas ist mit den Leuchtstoffröhren nicht in Ordnung, das Licht sticht in die Augen.

Wir setzen uns auf Plastikstühle. Auf dem Namensschild des Mannes steht »Doctor González«, er redet Englisch mit uns.

»Wir haben Frederik gescannt. Es tut mir sehr leid ...«

Das Blut schießt mir aus dem Kopf, mir wird schwindlig, ich greife nach Niklas' Hand.

»O nein, Schädelbruch?«

»Ja, also, er hat eine Geschwulst im Hirn. Es tut mir sehr leid.«

»Kann der Bruch zu einer Lähmung führen? Wird er sprechen können? Stirbt er möglicherweise?«

»Der Bruch?« Der Arzt sieht mich verwundert an.

»Ja, er ist doch gefallen ... Der Bruch.«

»Es ist kein Bruch.«

»Aber Sie haben doch gerade gesagt ...«

»Er hat einen Gehirntumor. Der Druck hat einen epileptischen Anfall ausgelöst. Glücklicherweise hat er keinen ernsthaften Stoß gegen den Kopf abbekommen.«

»Sie haben doch gesagt, es sei ein Bruch!« Ich schreie jetzt.
»Sie haben Ja gesagt! Ich habe es doch gehört!«

Ich weiß, dass ich mich vollkommen falsch verhalte. Ich muss damit aufhören. Ich halte inne und lasse mich auf dem wackligen Stuhl zurückfallen, so abrupt, dass ich beinahe umkippe.

»Entschuldigung«, sage ich. »Bitte entschuldigen Sie.«

Niklas übernimmt, in einem Ton, der das genaue Gegenteil von mir ist: »Er hat einen Tumor?«

»Ja.« Der Arzt setzt einen bedauernden Gesichtsausdruck auf und nickt zu oft mit dem Kopf. »Leider kann ich nicht sehr viel mehr sagen«, fährt er fort. »Wir verlegen ihn in die Neurologische Abteilung. Dort wird er morgen Vormittag von Fachärzten untersucht.«

Ich umklammere mit beiden Händen die Sitzfläche meines Stuhls.

»Ist es Krebs?«

»Das können wir noch nicht sagen. Die Neurologen untersuchen ihn morgen Vormittag.«

»Dann ist es also kein Krebs?«

»Leider können wir das noch nicht sagen.«

»Aber es ist wahrscheinlich, dass es kein Krebs ist?«

»Die Neurologen werden morgen sehr viel mehr sagen können.«

Mich macht dieses seltsame Licht noch verrückt, trübe wie eine nässende Entzündung und scharf wie das Skalpell, das sie herausschneidet.

»Was ist es, wenn es kein Krebs ist? Wird es auch ...«

»Es ist zu früh, um irgendetwas zu sagen. Aber die Neurologen werden morgen ...«

»Können Sie wenigstens etwas an dem Licht machen? Es tut in den Augen weh.«

»In der Neurologie werden sie bestimmt alles tun, was sie können.«

Niklas und ich halten uns an den Händen, als wir langsam ins Wartezimmer zurückgehen. Wir sind still, er spielt nicht mehr mit seinem Telefon, ich fummele nicht mehr an meinem Schläger herum.

Ganz still.

Ich weiß nicht, wie spät es ist, als eine Krankenschwester zu uns kommt.

»Sie können jetzt nach Hause gehen. Heute passiert nichts mehr. Dann sind Sie auch ausgeruht, wenn Sie morgen in die Neurologie kommen.«

Durch die Scheiben des Taxis sehen wir hinaus auf die Straßen: rosafarbene Häuser mit grünen Fensterläden, Palmen, Gassen und kleine, idyllische Plätze mit Eisbuden und Sonnenschirmen. Jetzt ist alles dunkel und verlassen. Und ich weiß inzwischen, dass ich der Fels sein muss, an den Niklas sich klammern kann. Meine Stimme ist im Taxi kaum zu hören.

»Er wird es schaffen, Niklas. Vater ist stark.«

Auf dem Weg zu den Hotels am Strand fahren wir durch eine Allee mit hohen Palmen. Kurz darauf sagt Niklas das Gleiche zu mir. Und ich wiederhole es für ihn.

»Er wird es schaffen. Vater ist stark.«

* * *

Es ist zwanzig Jahre her, seit ich Frederik begegnet bin und ziemlich schnell erkannte, dass er der Mann meines Lebens sein würde.

Ich war zweiundzwanzig und studierte Mathematik und Sport am Blaagaard-Seminar. In meinem zweiten Studienjahr machte ich ein Praktikum an der Trørødscole in Søllerød, an der Frederik unterrichtete. An der Schule arbeiteten mehr als sechzig Lehrer, und zu Anfang ergab sich keine Gelegenheit, ihn kennenzulernen. Aber ich wusste, wer er war. Die Kollegen sprachen über ihn.

Meine Tutorin meinte bei einem Treffen in einer Ecke der Lehrerbibliothek, dass Frederik ganz bestimmt Schulleiter werden wollte – wie sein Vater, der die konservative und überaus angesehene Private Realschule Frederiksborg geleitet hatte. Frederik war erst achtundzwanzig und bereits zum Fachbereichsleiter Dänisch gewählt worden. Außerdem hatte er in Zusammenarbeit mit drei anderen Schulen ein Fortbildungsprojekt für Dänischlehrer im Bereich »Kreatives Schreiben für Kinder« entwickelt.

Damals habe ich überhaupt nicht darüber nachgedacht, wie leicht es für sie gewesen wäre, mit einer gewissen Irritation über einen unerfahrenen Lehrer zu sprechen, der sie zu überflügeln versuchte. Aber ihr Ton war liebenswürdig und geradezu stolz. Erst später begriff ich, dass dies eine durchaus typische Reaktion auf Frederik war.

Dann gingen wir auf Klassenfahrt, fünf Klassen und zwölf Lehrer, eine Woche in eine kleine Holzhüttensiedlung tief im schwedischen Wald.

Natürlich verzögerte sich die Abfahrt, und unsere Busse mussten unterwegs mehrmals halten, weil den Kindern schlecht wurde. Nach fünf Stunden ging mir der Geruch von Erbrochenem nicht mehr aus der Nase, ich war erschöpft

von dem konstanten Lachen, Schreien und Johlen – und von einem massiven Absinken meines Blutzuckers wegen der Pfannkuchen, die wir zwei Stunden zuvor ausgeteilt hatten.

Schließlich erreichten wir die Hütten. Es war früher Nachmittag, allerdings waren die Wolkendecke und der Regen so dicht, dass sich bereits viele Stunden vor Sonnenuntergang eine Art Dämmerung einstellte. Wir steckten die Kinder in Gummistiefel und Regenkleidung, und die Lehrer, die schon mal in dem Schullandheim gewesen waren, führten sie zum Strand. Ich ging ganz hinten und sorgte dafür, dass niemand auf dem Weg durch den Kiefernwald zurückblieb.

Es regnete nicht besonders stark, aber jeder einzelne Tropfen war dick und fett und donnerte auf die Kapuze meiner Regenjacke. Ich fiel weiter als nötig hinter der Gruppe zurück und war allein, als ich endlich den Wald hinter mir ließ.

Abgesehen von den Kindern, die bereits ein gutes Stück weg waren, wirkte der Strand endlos und verlassen. Keinerlei Pflanzen, kein einziger Lichtfleck am Himmel, und der Sand unter meinen Gummistiefeln war nass, eintönig bleigrau und nur eine Spur dunkler als der Himmel.

Aus der Entfernung sahen die Lehrer und Kinder in ihren schreiend bunten Regenjacken aus wie eine Tüte Gummibärchen, die jemand auf dem matschigen Sand ausgekippt und dann zertreten hatte. Der kalte, feuchte Wind schnitt mir ins Gesicht. Ein farbiger Fleck trennte sich von den anderen. Und kurz darauf stand er vor mir, Regen tropfte ihm von der Nase.

Er blieb unbewegt vor mir stehen und sah mich lediglich neugierig an. Und ich erwiderte seinen Blick.

»Womöglich eigne ich mich nicht als Lehrerin«, sagte ich.

Er antwortete nicht, und ich blickte in seine großen Augen unter der Kapuze.

Auf dem Weg zum Wasser hinunter redeten wir, und nach

und nach ging das monotone Rumpeln des Meers in das rhythmische Rollen der einzelnen Wellen über. Weder Sterne noch Sonne oder Mond. Keine Erde unter uns. Und dann dieses Geräusch. Die Welt war noch nicht erschaffen. Weder Licht noch Dunkelheit, Zeit oder Kinder. Nur dieses tosende Schnarchen der Wellen; wie von einem Wesen, das sich ausruht, ehe die Welt entsteht.

Ich weiß nicht mehr, wie es dazu kam, aber ich begann von einer guten Freundin zu erzählen, die zwei Monate zuvor gestorben war. Ihr Freund hatte sie monatelang mit einer gemeinsamen Freundin betrogen. Schließlich war er von der einen Freundin zur anderen gezogen. Und Hanne war von einem Hochhaus gesprungen.

»Seltsamerweise habe ich das Gefühl, dass sie noch immer hier ist«, sagte ich. »Sie hängt in den Räumen, die ich betrete, unter der Decke. Sie ist hier draußen im Regen. Sie folgt mir.«

Frederik stand mit dem Rücken zu den Wellen, die weißen Kämme brachen sich hinter ihm.

»Sagt sie, dass es dir gefallen wird, Lehrerin zu sein?«

»Einen Moment.« Ich schloss die Augen für einige Sekunden. »Ja, das sagt sie.«

»Glaubst du, sie hat recht?«

Wieder zögerte ich einen Augenblick und dachte nach.

»Ja.«

»Möglicherweise weiß sie auch, warum dir Zweifel gekommen sind.«

»Das weiß sie sogar ganz genau«, antwortete ich. »Weil ich so traurig bin. Weil ich sie vermisse.«

Bereits da hätte ich gerne meinen unter Frederiks Arm geschoben, um Arm in Arm zu den Kollegen zurückzugehen. Als wir uns den anderen in angemessenem Abstand näherten, sagte ich: »Natürlich glaube ich nicht wirklich an

Gespenster. Du kennst mich nicht, aber jedenfalls bin ich nicht verrückt.«

»Das habe ich auch nicht vermutet.«

Am Abend schlichen wir mit einer Taschenlampe durch den Wald hinunter zum Strand, der jetzt pechscharf war. Es regnete nicht mehr, dennoch sah man weder Mond noch Sterne.

»Sag mal«, fragte er, »glaubst du, wir besitzen eine Seele, die uns überlebt, wenn wir sterben?«

Es wurde eine schöne Klassenfahrt. Frederik hatte eine lange, schlanke Nase und ungewöhnlich helle, blassbraune Augen mit einem dünnen, dunkleren Ring um die Iris. Er strahlte etwas Kultiviertes, etwas Elegantes aus. Zwei Abende schlichen wir allein in den Wald, Hannes Gespenst verschwand, und ich war sicherer denn je, dass der Lehrerberuf für mich das Richtige sei.

Wieder daheim, versuchten wir, in der Schule unsere Beziehung geheim zu halten. Natürlich gelang das nicht, und einige unserer Kolleginnen waren wütend auf Frederik – und vor allem auf mich.

Wie erwartet wurde Frederik vier Jahre später Rektor. An einer anderen Grundschule. Er wurde in die Lehrplankommission des Kultusministeriums berufen und fing an, Lehrbücher zu schreiben, weil in den oberen Klassen Philosophie als eigenständiges Fach eingeführt werden sollte.

Mit fünfunddreißig wurde ihm die Leitung der Privatschule Saxtorph im Kopenhagener Stadtteil Frederiksberg angeboten, seither ist er dort Direktor. Im Lauf der letzten dreizehn Jahre hat sich unter seiner Leitung die Zahl der Schüler verdoppelt.

* * *

Als wir durch die große Hotellobby aus den Achtzigerjahren gehen, rufen uns drei dänische Touristen nach. Wir haben uns mit ihnen am Pool unterhalten, zu Hause wären wir nie miteinander ins Gespräch gekommen. Wir sehen schon von Weitem, dass sie betrunken sind.

»Na, spät geworden heute Abend, was, Mia? Habt ihr Spaß gehabt? Wo wart ihr?«

Weder Niklas noch ich reagieren. Wir steuern direkt auf unseren langen, hässlichen Hotelflur zu. Vor Niklas' Tür bleibe ich stehen.

»Du kannst heute Nacht in mein Zimmer kommen, wenn du nicht allein sein magst.«

Ein Zögern, möglicherweise? Dann sieht er mich an.

»Du brauchst auch nur zu klopfen, wenn du ...«

So etwas hat er noch nie gesagt, aber wir wissen schließlich nicht, ob er nicht schon morgen der einzige Mann in der Familie sein wird.

Die vergoldeten Wandlampen, die Panoramafenster zum Mittelmeer. Eine schwache Brise dringt durch die nicht ganz geschlossene Schiebetür zum Balkon. Frederiks Hose auf dem Stuhl, auf dem Boden drei Zeitschriften, die er unbedingt am Kiosk kaufen musste, außerdem sein Schnorchel, ein Gürtel und ein T-Shirt. Auf unserem gemeinsamen Tisch sein Handtuch und seine Sandalen. Früher war er nicht so unordentlich. Darüber haben wir uns gestritten – auch in den letzten Wochen zu Hause.

Auf dem Balkon trete ich auf einen Slip und ein T-Shirt, spüre den Wind, höre von unten das Rauschen des Meeres, sehe das Wasser an den wenigen Stellen, wo es von den Lichtern des Hotels angestrahlt wird. Hier habe ich gestern Abend mit Frederik gestanden, wir haben uns umarmt und geküsst, wir dachten, wir wären gesund. Es ist, als spürte ich ihn jetzt

neben mir, seine Armbeuge an meiner Schulter, seine Lippen und sein Atem an meiner Wange. Einen Moment geht mir durch den Kopf, ob er gerade im Krankenhaus liegt und stirbt. Ist es das, was ich spüre? Sucht er mich auf?

Sie haben gesagt, wir können heute Nacht unbesorgt nach Hause gehen, es werde nichts geschehen.

Ich muss versuchen, mir nicht allzu viele Gedanken zu machen. Morgen wird ein harter Tag. Ich muss jetzt alles beiseiteschieben und mich schlafen legen.

Ich liege noch nicht lange im Bett, als es in meinem Bauch beginnt zu rumoren, er fühlt sich an wie aufgeblasen, und es bewegt sich darin. Im letzten Moment laufe ich zur Toilette. Mir ist übel. Es fließt nur so aus mir heraus, meine Haut glänzt vor Schweiß.

Zitternd sinke ich auf der Toilette zusammen, hier sterbe ich an einer Lebensmittelvergiftung, die ich mir beim Mittagessen in einem kleinen Restaurant in den Bergen zugezogen habe, und meine Seele steigt auf und ist erleichtert, sie hängt unter der Decke und sieht, wie Niklas am nächsten Morgen das Personal bittet, mein Zimmer aufzuschließen. Sie finden meinen kalten, erstarrten Körper. Der Geruch von scharfem WC-Reinigungsmittel, meiner Ausscheidungen, meines Todes.

Oder.

Ich überlebe in dieser Nacht die Lebensmittelvergiftung, aber ich habe einen Tumor im Hirn. Ich werde trotzdem bald sterben, Frederik hat mich angesteckt – in einem halben Jahr gibt mir der Arzt in einem Hospiz in Nordseeland eine letzte Morphiumspritze, nach wochenlangen Schmerzen, Zuckungen und unverständlichem Gerede.

Oder.

Nicht ich sterbe, sondern Niklas. Morgen früh, wenn ich

an seine Tür klopfte, bekomme ich keine Antwort. Ich laufe hinunter zur Rezeption, und zusammen mit einem der Angestellten finde ich ihn tot auf der Toilette.

Er liegt da wie ich: die Luft voll von Reinigungsmitteln und Ausscheidungen, seinem Tod, meiner Verzweiflung. Familien haben einen Körper. Die Geschwulst hat lange Arme, rote Fäden, sie ähneln denen eines Kraken, einer Qualle am Strand, sie verbreitet sich von Niklas über mich bis in Frederik hinein. Sie wächst von Frederik und Niklas in mich.

Ich wache mit dem Kopf auf dem Toilettendeckel auf, glaube, nur wenige Minuten geschlafen zu haben, die Übelkeit ist so gut wie verschwunden. Zusammengekrümmt und mit wackligen Beinen stehe ich auf. Spüle den Mund aus, trinke Wasser, wasche mir das Gesicht und sehe mich im Spiegel an.

Ich muss wissen, wie es Niklas geht. Möglicherweise hat auch er eine Lebensmittelvergiftung. Das müssen die kleinen gebratenen Fische gewesen sein, denke ich.

In den weißen Hotelbademantel gehüllt trete ich auf den Flur. Ich klopfte, aber er öffnet nicht. Ich klopfte noch einmal. Fester. Soll ich hinuntergehen und jemanden holen? Dann geht die Tür auf. Man sieht ihm nichts an, weder Schlaf noch Hitze oder Kummer. Sein Gesicht sieht so gleichgültig aus, wie die Gesichter junger Menschen nun mal aussehen.

»Ist dir schlecht?«, erkundige ich mich.

»Nein.«

»Ich dachte, vielleicht hättest du was Falsches gegessen.«

»Nein, mir ist nicht schlecht.«

Er sieht mich an, wird langsam wacher.

»Ist irgendwas ... Also, außer dass ... also, dass Vater ...«

Nach einem derart anstrengenden Tag wäre er noch vor wenigen Jahren wie selbstverständlich zu mir ins Bett ge-

kommen. Oder ich in seins. Einzuschlafen und dabei meinen Sohn im Arm zu halten wäre völlig normal gewesen. Noch vor wenigen Jahren.

3

»Mia, wir haben mit ihm gesprochen.«

Ich erkenne die Stimme meines Schwiegervaters Thorkild am Telefon und bin sofort hellwach.

»Mit ihm gesprochen?«

»Ja, am Telefon, von hier, in Dänemark, aus. Er macht einen ganz fitten Eindruck. Und fröhlich. Wir haben in der Klinik angerufen, er wird gerade untersucht.«

Eine halbe Stunde später sitzen Niklas und ich in einem Taxi zum Krankenhaus. Gestern habe ich aus der Notaufnahme meine Schwiegereltern angerufen. Jetzt versuche ich vergeblich, das Krankenhaus zu erreichen, dann rufe ich noch einmal Thorkild an – nur damit er wiederholt, was er mir schon gesagt hat.

»Frederik scheint guter Dinge zu sein, er hat weder Schmerzen noch Lähmungen oder Sprachbeschwerden, er fühlt sich gesund. Ich glaube, wir haben Glück gehabt – diesmal.«

Die Neurologische Abteilung ist in einem metallverkleideten, würfelförmigen Anbau des alten Klinikgebäudes unter-

gebracht. Sie ist moderner und in einem besseren Zustand als viele dänische Krankenhäuser; der Gegensatz zu der Notaufnahme, die wir gestern erlebt haben, ist enorm.

Andererseits sprechen hier nicht alle Englisch. Wir zeigen erst Frederiks Pass, dann unsere eigenen Pässe vor, und schließlich führt uns eine freundlich lächelnde Krankenschwester in Frederiks Zimmer. Wir verstehen nicht, was sie sagt.

Der Platz, an dem eigentlich Frederiks Bett stehen müsste, ist leer, und wieder bleibt uns nichts anderes übrig, als uns zu setzen und zu warten. Wir versuchen, nicht allzu offensichtlich den Patienten im Nachbarbett anzustarren, aber es fällt uns schwer. Es ist ein schlanker Mann Anfang dreißig mit einem weißen Verband um die obere Hälfte des Kopfes. Ein viereckiges Stahlgestell liegt um den Verband, vermutlich um den Kopf ruhig zu halten. Aber es sieht aus, als wären von allen Seiten große Metallbolzen direkt in seinen Schädel geschraubt worden. Er kann blinzeln, aber im Rest seines Gesichts zeigt sich nicht die geringste Regung. Er starrt an die Decke, seine Wangen hängen schlaff herab. Türen werden geöffnet und wieder geschlossen, Krankenschwestern unterhalten sich auf dem Flur, zwei von ihnen kommen herein und schieben einen großen Apparat heraus – er reagiert auf nichts.

Irgendwo brüllt ein Mann etwas Unverständliches auf Spanisch, seine wütende Stimme dröhnt über den Flur.

Niklas und ich verlassen das Zimmer. Am Ende des Flurs sehen wir einen Krankenpfleger mit Frederik, der aufrecht in seinem Bett sitzt.

»Frederik!«

Wir laufen ihm entgegen, auf sein Gesicht legt sich ein breites Lächeln, als er uns entdeckt.

»Meine Güte, gut, dass ihr kommt! Was für ein Schreck. Gut, dass es überstanden ist.«

Der Krankenpfleger ruft erneut irgendetwas, er klingt immer noch genauso wütend wie vorher. Offensichtlich möchte er, dass Frederik im Bett liegen bleibt, während er ihn schiebt, Frederik ist das aber egal.

Ich weiß nicht, ob ich das Bett anhalten darf, um ihn zu küssen und ihn zu umarmen.

»Ist es denn überstanden?«

»Ja, ich habe Medikamente bekommen, sie entlassen mich heute noch.«

Wir müssen dem Bett beinahe hinterherlaufen.

»Das ist ja großartig!«

Mit beunruhigten Blicken auf seinen grinsenden Vater umarmen Niklas und ich einander.

»Und was ist mit dem Tumor?«, erkundigt sich Niklas.
»Muss der nicht raus?«

»Vorläufig nicht.«

»Na dann! Wie geht es dir?«

»Mir geht's fantastisch. Sie sagen, ich werde entlassen, das ist doch gut. Wenn wir uns die Tropfsteinhöhlen noch ansehen wollen, ist heute die letzte Möglichkeit.«

»Glaubst du wirklich ...«

Es klingt verrückt, aber Frederik ist vollkommen versessen darauf aufzubrechen. Und nachdem der Krankenpfleger das Bett an seinen Platz gestellt hat und gegangen ist, lassen wir uns langsam von seinem Optimismus anstecken. Ich rufe Thorkild und Vibeke an und aktiviere den Lautsprecher, damit wir alle miteinander reden können.

»Dann hat der Albtraum also ein Ende«, sagt Thorkild.

»Ja, da hast du recht«, stimme ich ihm zu. »So ist es.«

Ich reiche Niklas den Hörer und schmiege mich mit dem

Oberkörper an Frederik; ich schließe die Augen, um den Mann mit den Bolzen im Kopf nicht mehr sehen zu müssen.

»Ich hatte solche Angst, Frederik«, flüstere ich. »Ich hatte solche furchtbare Angst.«

»Ich auch«, erwidert er.

Aber er spricht nicht mit gedämpfter Stimme, obwohl ich direkt neben ihm liege. Er spricht mit derselben aufgekratzten, beinahe juchzenden Stimme, mit der er den Flur hinunterkam; es ist dieselbe Stimme wie gestern, als er auf der Mauer stand.

Ich weiß es genau. Ich weiß, dass er genau in diesem Moment nicht mein wahrer Frederik ist. Aber ich denke, er kann es wieder werden. Ganz bestimmt.

Ich drücke mich an ihn, presse mein Gesicht in seinen langen weißen Krankenhauskittel. Ich will nicht noch einmal Durchfall und Übelkeit erleben, ich will heute Nacht nicht wieder weinend im Hotelzimmer aufwachen, ich will keine Angst mehr haben.

»Wir müssen uns ein Auto mieten«, schreit er fast, »wenn wir heute noch zu den Tropfsteinhöhlen wollen!«

»Ja, Frederik«, sage ich, »natürlich.«

* * *

Letztes Jahr beschlossen wir, Frederiks Geburtstag groß zu feiern, obwohl er keinen runden Geburtstag hatte. So viele Jahre hatten wir keine Zeit zum Feiern gehabt, jetzt sollte es endlich mal wieder sein.

Wir luden achtunddreißig Freunde ein, und fast alle sagten zu. Zu viele, um sie alle an einen Tisch zu setzen, aber wir waren uns einig, dass es schon irgendwie gehen würde. Das Fest würde sogar lebendiger, wenn einige Gäste mit Klappstühlen

vorliebnehmen und andere im Stehen essen oder sich auf die Armlehne eines Sofas, auf die Treppe oder wohin auch immer setzen müssten.

Zu einigen der Gäste hatten wir bisher nur in der Saxtorphschule Kontakt gehabt, und ich sah, wie unsere Einrichtung sie überraschte. In den Jahren, in denen Niklas und ich mehr oder weniger uns selbst überlassen gewesen waren, hatte ich nebenbei mit Möbeln gehandelt – vor allem mit dänischen Designklassikern aus den Fünfziger- und Sechzigerjahren. An den Wochenenden fuhr ich mit meinem Anhänger die Angebote ab, die ich in Anzeigenblättchen gefunden hatte, und erhandelte mir aus dem Nichts nach und nach eine ziemlich exklusive Sammlung. Ich persönlich finde, dass wir hübsch wohnen, allerdings ist mir durchaus bewusst, dass ich zu viele Möbel auf zu engem Raum untergebracht habe.

Als die ersten Gäste eintrafen, war die Stimmung fantastisch. Niklas hatte einen Lounge-Musik-Mix zusammengestellt, von dem er meinte, dass er uns gefallen würde, und in der Tat funktionierte es perfekt. Meine beste Freundin Helene und ich hatten ein paar Salate vorbereitet, mit denen wir uns große Mühe gegeben hatten, außerdem hatten wir gegrillte Freilandhähnchen und Frikadellen vom Metzger bestellt.

Relativ früh während des Abendessens stellte sich der nicht sehr groß gewachsene Verwaltungsratsvorsitzende der Saxtorphschule, Laust Saxtorph, auf einen Stuhl, um eine Rede zu halten, und die Gäste drängten sich an den Türen, um mithören zu können.

»Frederik, du hast ein Geheimnis«, sagte Laust und machte eine Kunstpause. »Irgendwie gelingt es dir immer wieder, dass wir anderen genau das tun, was wir deiner Ansicht nach tun sollen.«

Die Hälfte der Gäste arbeitete an der Saxtorphschule und lachte laut.

»Und als Schulleiter ist dieses Talent auch jeden Tag nötig. Ob es nun um die Erziehung der Kinder geht... oder um die Erziehung deiner Lehrer und deines Verwaltungsratsvorsitzenden.«

Wieder lachten die Gäste.

Bevor Laust Verwaltungsratsvorsitzender wurde, hatte sein Vater diesen Posten bekleidet, davor sein Großvater und sein Urgroßvater, der Gründer der Schule und berühmte Pädagoge Gustav Saxtorph. Sie waren nicht nur Verwaltungsratsvorsitzende, sondern auch Schulleiter gewesen. Früher hatten die Schulleiter sogar auf dem Schulgelände gewohnt. Wie sein Vater und Großvater vor ihm hatte auch Laust seine Kindheit in den Räumen verbracht, in denen heute das Freizeitangebot der Schule untergebracht ist.

Seit Frederiks Einstellung telefonieren Laust und er mehr oder weniger jeden Tag miteinander wie zwei ununterbrochen plappernde Teenager. Laust bringt weit mehr Zeit für die Schule auf als für seine Frau oder seine Position als Abteilungsleiter im Bildungsministerium. Man kann getrost sagen, dass Frederiks Chef auch sein bester Freund geworden ist.

Laust gab eine Reihe kleiner, lustiger Episoden aus dem Schulalltag zum Besten und wie Frederik und er sie gemeinsam bewältigt hatten. Doch dann, gegen Ende der Rede, wurde er ernst.

Vor mehreren Jahren hatte ein Mädchen sich zusehends abgekapselt, und der Sportlehrer hatte entdeckt, dass die Schülerin blaue Flecken hatte. Die hätte sie sich beim Klettern in den Bäumen zugezogen, hatte sie erklärt, nichtsdestotrotz bat Frederik die Mutter und den Stiefvater zu einem Gespräch. Niemals, behaupteten sie, schlugen sie das Mädchen.

Doch Frederik vertraute seinem Gefühl. Obwohl er sich in der Schule noch um viele hundert andere Schüler kümmern musste, ließ er nicht locker und bat um weitere Gespräche, und schließlich räumte der Stiefvater ein, dass er sein Temperament nicht unter Kontrolle habe. Das Paar entschied sich für eine Therapie.

»Frederik, diese Geschichte ist typisch für dich«, sagte Laust auf seinem Stuhl. »Die betroffenen Eltern waren dir nicht einen Moment lang böse, im Gegenteil, nachdem sie ihr Problem erkannt hatten, fühlten sie sich nicht im Geringsten beschämt und ließen ihre Tochter weiterhin bei ihren Freundinnen auf unserer Schule. Sie dankten dir sogar für deine Hilfe und erschienen noch regelmäßiger bei den Elternabenden als zuvor.«

Laust schien die Schülerin und ihre Eltern zu kennen; er unterbrach sich, um an seinem Rotwein zu nippen. Mit seiner blassen Haut und den wenigen dünnen Haaren wirkte er zerbrechlich.

Er suchte Frederiks Blick und fuhr fort.

»Wenn die Eltern nicht schon vorher verstanden hatten, warum du als Schulleiter einen solchen Respekt genießt, so verstanden sie es jetzt. Du hast das Leben dieses Mädchens für immer verändert, Frederik. Und sie ist nur eine von vielen, von sehr, sehr vielen. Du hast das Leben der Eltern verändert – und das Leben vieler Kollegen auf der Schule. Und nicht zuletzt hast du das Leben von uns verändert, die wir uns als deine Freunde bezeichnen dürfen.«

Er stieg von seinem Stuhl herab, wir prosteten uns zu und applaudierten, und Frederik ging zu Laust hinüber und umarmte ihn.

Es wurde gesungen, es gab weitere Reden. Ein Freund aus Frederiks Trørødscole-Zeit erzählte von Frederiks und

meinem Kennenlernen. »Frederik bekam das junge blonde Tennismädchen, auf das alle Männer scharf waren.« Und ein anderer Jugendfreund benutzte in seiner Rede den Ausdruck: »Das heiÙe *babe* Mia«, und wieder lachten die Gäste.

Niklas wechselte die Musik, ein paar seiner Freunde kamen vorbei, wir rückten die Stühle an die Wand, einige tanzten, wir öffneten die Tür zum Garten, obwohl es November war, ein paar Gäste standen auf der Gartentreppe und rauchten. Auch Frederik und ich tanzten, im flackernden Licht auf der Tanzfläche schlang ich meine Arme um ihn, mehr Wein, ein Regal fiel um, es war uns egal. Es wurde später als zwei. Lärm, danach sanftere Musik.

Noch immer ganz verschwitzt vom Tanzen zog Frederik mich durch die Gartentür und die Treppe hinunter in unseren Garten, so weit weg von den Fenstern, dass wir im Dunkeln standen. Unter den schwarzen Ästen des Apfelbaums küsste er mich.

Es war kalt, trotzdem gingen wir langsam über die schwarze Rasenfläche zu unserer Hollywood-Schaukel, deren weißes Stahlskelett in der Dunkelheit schimmerte. Es lagen keine Polster mehr auf der Schaukel, und das Gestänge des Sitzes vermischte sich in seiner Dämmerlichtfarbe mit der Luft und dem Gras darunter. Wir setzten uns, und vom Alkohol und Tanzen beschwingt hatten wir das Gefühl, in der kalten Nacht zu schweben.

Verdammt, welchen Preis hatten Niklas und ich bezahlt, dass solche Reden auf Frederik gehalten wurden! Es war nicht mein Traum von einer Ehe gewesen, jahrelang mehr oder weniger allein zu sein, während mein Mann sich großzügig allen widmete, die irgendetwas mit der Saxtorphschule zu tun hatten; vor allem einigen weiblichen Lehrern und Verwaltungsratsmitgliedern widmete er eindeutig zu viel Aufmerksamkeit.

Seither habe ich versucht zu vergessen, wie einsam ich in diesen Jahren gewesen bin. Außer meinen Freundinnen und Niklas hatte ich damals niemanden, dem ich hätte in die Augen sehen können; der meinen Tonfall zu deuten vermocht hätte, wenn ich banale Nebensächlichkeiten äußerte. Mir blieb nur die Sehnsucht nach einer anderen Art von Ehe und mein verzweifertes Staunen, warum ich überhaupt mit Frederik zusammenblieb. Was hatte er mit mir gemacht? Warum verließ ich ihn nicht einfach und suchte nach der Partnerschaft, von der ich immer geträumt hatte?

Vor ein paar Jahren kehrte er schließlich zu uns zurück. Es war ein harter Kampf, aber ich glaube, es ist mir gelungen, meine Bitterkeit zu überwinden. Und nun habe ich das Gefühl, als hätten wir in Wirklichkeit nur die letzten paar Jahre miteinander verbracht, als wäre unsere Beziehung frisch und voller Möglichkeiten. Das beglückende Gefühl, dass sein Verat zu einer anderen Welt gehört hat als zu dieser.

Im Garten konnten wir so gut wie nichts sehen. Es war eher ein Geräusch oder ein Gefühl, dass sich in den Zweigen des Apfelbaums irgendetwas bewegte, als würde ein Vogel auffliegen oder ein vertrockneter Winterapfel vom Stiel fallen.

»Frederik, du wirst für so viele wunderbare Dinge gelobt«, sagte ich. »Ich bin wirklich stolz auf dich. Sehr stolz, einen Mann zu haben, der so klug und solch ein guter Mensch ist.«

Ich zog ihn an mich, und dort auf der Hollywood-Schaukel, in der Nacht, in der Kälte, spürte ich in meinem zitternden Körper, dass er und ich wirklich zusammengehörten.

»Aber ich liebe dich wegen genau dieses Moments.«

* * *

Eine andere Krankenschwester betritt Frederiks Krankenzimmer. Wir verstehen nicht, was sie sagt, aber sie gibt uns mit Gesten zu verstehen, dass Frederik und ich ihr folgen sollen – vielleicht zu einem Treffen mit einem Arzt.

Frederik steigt aus dem Bett, als wäre es das Selbstverständlichste auf der Welt. Niklas bleibt im Zimmer zurück, als Frederik und ich in ein großes Eckbüro geführt werden, wo wir uns einem älteren Arzt mit einem kolossalen Schnurrbart gegenübersetzen; seine übertrieben aufrechte Haltung lässt vermuten, dass er den größten Teil seines Lebens als Militärarzt gearbeitet hat. Erkennbar stolz spricht er ein hervorragendes Englisch, ein altertümliches britisches Internatsenglisch.

»Krebs können wir mit größter Wahrscheinlichkeit ausschließen«, sagt er. »Das bedeutet, dass die Kollegen in Dänemark den Tumor vermutlich vollständig werden entfernen können. Vor der Operation kann allerdings niemand genau sagen, wie umfangreich der Eingriff sein wird. Vielleicht werden Sie nach der Operation wieder ganz der Alte sein, allerdings könnte es durchaus auch zu Veränderungen kommen.«

Frederik reagiert nicht. Stattdessen stelle ich die Frage.

»Veränderungen?«

»Ja, wie Sie es bereits in letzter Zeit erlebt haben, nicht wahr?«

Ich versuche es zu verstehen, doch meine Gedanken führen nirgendwohin. Ich begreife nicht, wovon dieser Arzt spricht, trotzdem sage ich: »Ja, schon.«

»Vor allem müssen Sie darauf vorbereitet sein, dass Ihr Mann jegliches Einfühlungsvermögen für Sie und Ihr Befinden verliert«, fährt der Arzt fort. »Es könnte ihm deutlich schwerer fallen, seine primitiveren Impulse zu steuern, es kann zu plötzlichen Wutanfällen kommen, und er wird jeden Gedanken, dass er krank ist, weit von sich weisen. Das sind

die typischsten Symptome bei einer Beeinträchtigung im Orbitofrontalbereich.«

Ich starre Frederik an und weiß immer noch nicht, worüber der Mann spricht. Der Arzt faltet seine sonnengebräunten Hände auf der Schreibtischplatte und sieht mir prüfend in die Augen.

»Aber nach der Größe der Geschwulst zu urteilen, kennen Sie sicher bereits diverse Symptome, nicht wahr?«

In meinem Kopf formuliere ich: »Ach, wirklich?«, stattdessen antworte ich: »Äh, ja.«

»Gut ... Frederik, wir werden Ihnen ein Nebennierenrindenhormon geben, das lindert die Schwellung im Gehirn, außerdem ein Epilepsiemedikament, damit Sie keinen weiteren epileptischen Anfall wie gestern riskieren ... Frederik?«

»Ja?«, sagt er.

»Sie können noch heute wieder in Ihr Hotel zurückkehren. Und Sie können in einigen Tagen heim nach Dänemark fliegen. Wenn alles gut geht, wird man Sie dort in einem Monat operieren.«

Frederik interessieren offensichtlich eher die roten und gelben Aktendeckel mit Tabellen und Plänen, die vor uns auf dem Schreibtisch liegen.

»So lange?«, frage ich. »Und wenn es doch Krebs ist?«

»Die Ärzte müssen sichergehen, dass sie den gesamten Tumor, aber eben auch nicht mehr Gewebe als unbedingt nötig entfernen. Und das geht am besten, wenn sie abwarten, bis die Schwellung abgeklungen ist.«

»Ist so eine Operation gefährlich?«

Er wendet sich ruhig an Frederik.

»Bitte seien Sie so freundlich und legen die Akten zurück.«

Erst jetzt sehe ich, dass Frederik konzentriert in den Unterlagen des Arztes blättert.

»Frederik! Du kannst doch nicht einfach diese Akten lesen!«

»Nein, Entschuldigung.« Er setzt sein entwaffnendes Lächeln auf und legt die Mappe zurück auf den Tisch.

»Nun ja.« Der Arzt macht eine kleine beschwichtigende Bewegung mit der Hand. »Ich weiß ja, wie das ist ... die Impulshemmung, nicht wahr?«

Aufgrund seiner Diagnose glaubt der Arzt offenbar, dass ich seit Langem mit einer Reihe eindeutiger Veränderungen in Frederiks Gehirn gelebt habe, aber ist das denn tatsächlich so?

Natürlich hat er sich in den letzten Wochen verändert, er war egoistischer, unordentlicher, hitziger. Aber ist er schlimmer als Helenes Mann oder die Männer meiner anderen Freundinnen? Ich finde eigentlich nicht.

Der Arzt erhebt sich und gibt mir zum Abschied die Hand. Er drückt fest zu.

»Seien Sie darauf vorbereitet, dass das Nebennierenrindenhormon die Persönlichkeitsveränderung in den kommenden Wochen immer weniger deutlich in Erscheinung treten lässt. Allerdings kann die Einnahme als Nebenwirkung manische Züge hervorbringen. Nehmen Sie ihm daher die Autoschlüssel ab. Er darf vor der Operation nicht mehr Auto fahren.«

»Ja. Danke. Das mache ich.« Und dabei überlege ich, ob Frederik so intelligent ist, dass der Druck der Geschwulst bei ihm nicht zu den üblichen Symptomen geführt, sondern ihn nur auf das Niveau anderer Männer gedrückt hat.

Wie kann ich den Arzt danach fragen, ohne dass es klingt, als hätte ich ein völlig übersteigertes Bild von meinem Mann?

4

Der Kopenhagener Flughafen – ich liebe es, wenn die Türen hinter dem Zoll zur Seite gleiten und wir unsere Gepäckwagen durch das große Dreieck aus Freunden und Familienmitgliedern anderer Passagiere schieben. Dänische Gesichter schwenken Fähnchen, dokumentieren im Blitzlicht das Wiedersehen und umarmen Kinder, Männer, Frauen und Freunde, die sie monatelang nicht gesehen haben.

Wir wirken wie eine normale Familie, niemand kann uns etwas ansehen. Als Erstes entdecke ich Laust, obwohl er so klein und blass ist. Mit weit aufgerissenen, besorgten Augen hat er sich in dem Gewimmel ganz nach vorn gedrängt.

Seine Haut scheint noch durchsichtiger zu sein als sonst, wie Reispapier, mit dem man eine vietnamesische Frühlingsrolle umwickelt: als könnte man ihn mit einem Essstäbchen anstechen und blaue, rote und graue Muskeln und Eingeweide quöllen hervor.

Meine Schwiegereltern lächeln unsicher und müde, sie stehen hinter Laust. Thorkild trägt wie immer einen dunklen Blazer und ein weißes Hemd. Auch nach seiner Pensionie-



Christian Jungersen

Du verschwindest

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 480 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-442-75396-3

btb

Erscheinungstermin: Mai 2014

Lässt sich Liebe bewahren, wenn sich der andere von heute auf morgen vollkommen verändert?

Mallorca. Ferienzeit. Alles könnte wunderbar sein, würde nicht Frederik, Rektor einer dänischen Privatschule und bisher ein vorsichtiger und besonnener Fahrer, mit seiner Familie – Ehefrau Mia und dem 16jährigen Sohn Niklas – bergab rasen wie ein Wahnsinniger, obwohl seine Frau ihn mehrfach eindringlich und schließlich panisch auffordert, langsamer zu fahren. Als er endlich knapp vor der Katastrophe zum Stehen kommt, bricht er zusammen und Mia steht schon bald vor den Trümmern ihres Lebens. Hat sie ihren Mann je richtig gekannt? Ist der diagnostizierte Gehirntumor Grund für seine Persönlichkeitsveränderungen? Oder ist die ganze Sache und mithin ihre Ehe doch um einiges komplizierter, als sie sich das zunächst eingestehen mag?

 [Der Titel im Katalog](#)